

## VII. KONGRESS DER TSCHECHISCHEN HISTORIKER

Bei seiner letzten Tagung vor fast vier Jahren bot der Historický klub einen traurigen Anblick. Damals, im Januar 1989, konnten weder die politischen Ereignisse noch eine Gesprächsaufforderung unabhängiger Historiker Bewegung in die tschechoslowakische Historikerorganisation bringen. Ende September 1993 tagte nun der tschechische Historikerverband allein in der Prager Karls-Universität. Auf dem Programm dieser Tagung standen drei große Themenbereiche: Erstens diskutierten die tschechischen Historiker über die Vergangenheit der eigenen Zunft und über ihre Aufgaben in der heutigen Gesellschaft. Zweitens wandten sie sich der Frage nach der Bedeutung von Staat und Nation in der tschechischen Geschichte zu. Ein dritter Themenschwerpunkt war den Problemen der Theorie und Methode der Geschichtsschreibung gewidmet.

In eher traditonellen Bahnen verliefen die Diskussionen um Staat und Nation. Dem Beitrag über die mittelalterliche Gestalt der tschechischen Nation von František Šmahel folgte die Aufforderung Otto Urbans, die tschechische Geschichtsforschung solle sich endlich vom Nationsbegriff des 19. Jahrhunderts lösen und Gesellschaftsgeschichte schreiben, um damit einen Beitrag zum Verständnis aktueller Phänomene zu leisten. Urban empfahl die Hilflosigkeit der Intellektuellen angesichts der wiederauflebenden Nationalismen durch eine nüchterne Analyse der Interessen zu überwinden, die die Zusammensetzung nationaler Ideologien in Vergangenheit und Gegenwart bestimmen. Dušan Třeštík forderte, nicht nur die Geschichte der Nation, sondern auch die des Staates kritisch zu überdenken und von Mythen zu befreien. Seit dem 19. Jahrhundert neigten die Historiker dazu, die Kontinuität der staatlichen Entwicklung vor der Diskontinuität und den Brüchen zu betonen, um den bestehenden bzw. erstrebten Staat historisch zu legitimieren. Daß die identitätsstiftende Wirkung solcher historischen Stützen auch Befürworter hat, zeigte dann der folgende Vortrag von Valentin Urfus.

Die Bilanz der Historiographie seit 1945 begann mit einer Absage an eine Tradition der letzten Jahrzehnte. Öffentliche Anklage und Selbstkritik bezeichnete Josef Petráň als den falschen Weg zum Neuanfang. Die Historiker müßten lernen, einen toleranten und demokratischen Diskurs über das Trennende ihrer unterschiedlichen Vergangenheiten hinweg zu führen. Statt im Freund-Feind-Schema verhaftet zu bleiben, sollten sie sich darum bemühen, die unterschiedlichen Erfahrungen ihrer Generation in die Aufarbeitung der jüngsten Vergangenheit einzubringen.

Daß die Meinungen über die wissenschaftlichen Leistungen der Historikergenerationen seit 1945 auseinandergehen, zeigten die Diskussionen der beiden folgenden Tage. Während Jan Havránek den historischen Hilfswissenschaften ein gutes Zeugnis ausstellte und das hohe Niveau einzelner historischer Disziplinen lobte, beklagte Jíří Pešek die Isolation der tschechischen Geschichtswissenschaft von der internationalen Diskussion und die theoretische und methodische Schwäche der tschechischen Geschichtswissenschaft. Diesen Mangel an Theorie der Geschichtsschreibung beschrieb Jaroslav Marek als Kehrseite des starken Hanges der tschechischen Historiker zur Geschichtsphilosophie, also zu Konzepten über Charakter und Sinn der gesamten tschechischen Geschichte.

Schwieriger als der Rückblick auf die Leistungen und Schwächen der eigenen Disziplin, gestalteten sich die Diskussionen um die Aufgabe und die Stellung der Geschichtswissenschaft in der Gegenwart. Der Rückzug aus Gesellschaft und Politik in die scheinbare Objektivität reiner Fakten wurde vom Gros der Teilnehmer als falsche Konsequenz aus vierzig Jahren Gängelung und Indienstnahme durch den Staat bezeichnet und zurückgewiesen. Jaroslav Mezník erinnerte an die Traditionen der tschechischen Geschichtsschreibung, die seit Palacký politisch nie völlig enthalten war, und bezeichnete es als Aufgabe der Historiker, den schmalen Weg zwischen einer politisierten Historiographie und dem weltfernen Forschen im „stillen Kämmerlein“ zu finden. In diesem Sinne bezeichnete Petr Pithart die detaillierte Erforschung der sozialistischen Tschechoslowakei, ihres politischen Systems und seiner Funktionsweisen, als existentielle Frage der Gegenwart. Eine umfassende Vergangenheitsbewältigung forderte auch Vilém Prečan ein. Nicht zuletzt mußten auch die Historiker sich die Frage nach ihrem Beitrag zur Stabilisierung und Rechtfertigung des sozialistischen Regimes stellen. Allerdings konstatierte Prečan bei weiten Teilen der Bevölkerung wie bei den Politikern Unlust und Unwille, sich mit der jüngsten Vergangenheit zu befassen. Die Aufgabe des Historikers aber sei es, zu beunruhigen, zu hinterfragen und gegen die Tendenz zu Verdrängung und erneuter Legendenbildung anzugehen. Prečan verwies an dieser Stelle auf das deutsche Beispiel einer verspäteten und daher um so schmerzhafteren Konfrontation mit der eigenen Geschichte.

Wie schwierig sich die Erforschung der jüngsten Vergangenheit gestalten wird, ließen die Diskussionsbeiträge ahnen, in denen die materiellen Nöte der historischen Institute und die juristischen Probleme um die Archivbestände aus den letzten vierzig Jahren angesprochen wurden. Von diesem Punkt aus verlor sich die Diskussion in der Auflistung von Themen und Persönlichkeiten, denen der Umbruch von 1989 endlich eine Neubewertung und Popularisierung bringen könnte, und damit bald im Anekdotischen. Und so wurde manche wichtige Frage erst in der abschließenden Sitzung gestellt, z. B., wie eine sinnvolle Auseinandersetzung mit den letzten vierzig Jahren tschechoslowakischer Geschichte ohne slowakische Beteiligung aussehen soll. Völlig zurecht empörte sich Michal Reiman über die Auflösung nahezu aller Institutionen, die sich mit russischer bzw. sowjetischer Geschichte befaßten. Schwer nachvollziehbar ist zudem das geringe tschechische Interesse an der Entwicklung der ost- und ostmitteleuropäischen Nachbarstaaten, mit denen Tschechen und Slowaken die gemeinsame Erfahrung im sowjetischen Herrschaftsbereich ebenso verbindet wie zahlreiche Probleme und Hoffnungen der Gegenwart.

Nachdem Josef Polišenský als Angehöriger der ältesten Generation weniger nationale Nabelschau und mehr Verständnis für globale Probleme bei den Historikern angemahnt hatte, betrat zum Abschluß ein Vertreter der jungen Generation das Podium. Martin Sekeras Provokation verfehlte ihr Ziel nicht, als er die Überalterung und die Selbstbezogenheit der Historikerzunft beklagte, die die Jüngeren ohne Ansprechpartner und Vorbilder zurückläßt.

Zu sozialistischen Zeiten galt Ereignissen wie einem Historikerkongreß große journalistische Aufmerksamkeit, und man versah sie gerne mit dem Prädikat „historisch“. Im Herbst 1993 zeigte die Öffentlichkeit an den Diskussionen der tschechischen Historiker kaum Interesse. Mehr Aufmerksamkeit hätte die Tagung wohl ver-

dient. Nicht nur die höchst aktuellen Fragen, die zur Diskussion standen, sondern auch das breite Spektrum an dargebotenen Meinungen und die angenehme Form der Auseinandersetzung machten den VII. Kongreß des Historický klubs zu einem Ereignis.

Berlin

Christiane Brenner